

Miszellen

Geschichte des Kupferschieferbergbaus im Saalkreis

Folgt man der in DDR-Zeiten veröffentlichten Firmengeschichte des VEB Draht- und Seilwerkes Rothenburg, so ist der Bergbau für die Gegend um Rothenburg, Könnern, Golbitz, Kirch-Edlau und Wettin bereits 1350 erstmals urkundlich erwähnt. Noch heute zeugen zahlreiche Abraumhalden von dem ehemaligen Kupferschieferbergbau im Saalkreis, dessen Wurzeln auf die noch ältere Abbautätigkeit im Mansfelder Land verweisen. Nachdem dort gemäß der Spangenberg Chronik von 1572 auf dem Kupferberg bei Hettstedt die sagenhaften Bergleute Nappian und Neuke 1199 den Mansfelder Kupferschieferbergbau begründet hatten, erkannte man aufgrund der Ablagerung des Kupferschieferflözes dessen Vorkommen auch in den südlichen und westlichen Randgebieten der Mansfelder Mulde. So wird angenommen, dass man im Saalkreis bereits im 13. Jahrhundert nach Kupferschiefer schürfte und Schächte teufte.

Bergbauaktivitäten der frühen Neuzeit

Für den Bergbau bei Rothenburg findet sich eine weitere urkundliche Erwähnung für das Jahr 1466, als dieser offenbar schon von einer Gewerkschaft geführt wurde. Bei Könnern im heutigen Kreis Bernburg ist die Ausbeute des Kupferschiefers sodann bereits für das Jahr 1446 bezeugt; sie kam anschließend jedoch bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts wieder zum Erliegen. Erst 1538 soll das dortige alte Bergwerk auf Kupferschiefer durch eine Gewerkschaft wieder eingerichtet worden sein, die 1546 durch Erzbischof Albrecht dann ihre Bestätigung erhielt. Aufgrund des erheblichen Zuzugs von Bergleuten kam es in Könnern bald zur Anlegung einer Vorstadt, und am 27. Oktober 1559 verlieh Erzbischof Sigismund jedem ansässigen Bergknappen ein Stück Land für ein Wohnhaus vor dem Trebnitzer Tor. Daraus entwickelte sich eine Gemeinde, die nicht dem Rat Könnerns, sondern dem erzbischöflichen Stadtvogt direkt unterstand. Die Bewohner dieser „Freiheit“ genannten neuen Vorstadt besaßen besondere Privilegien. So waren sie von Steuern und Abgaben sowie vom Heeres- und Wachdienst in Friedenszeiten befreit. Zwar blieb ihnen untersagt, ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben, doch durften sie Bier zum eigenen Bedarf brauen und Nahrungsmittel und andere Waren feilhalten. Um 1560 sollen sich etwa 500 Bergleute mit 160 Pferden in der Vorstadt aufgehalten haben. Als 1571 die erneute Einstellung des Bergbaus erfolgte, wur-

de die „Freiheit“ als besondere Gemeinde dem Rat der Stadt mit Zins an ihn und mit Lehen an die Wenzelskirche unterstellt.

Auch im anhaltinischen Teil des heutigen Kreises Bernburg wurde im 16. Jahrhundert Kupferschieferbergbau betrieben. 1538, als auch bei Könnern der Schachtbetrieb wieder in Gang kam, ließen Fürst Wolfgang von Bernburg und seine Dessauer Vettern vier Gruben abteufen, die jedoch im Zuge militärischer Auseinandersetzungen mit den Grafen von Mansfeld 1566 wieder eingestellt wurden und 500 Bergleute ihrer Arbeitsplätze beraubten. Um 1584/85 wurden weitere Schürfersuche bei Wohlsdorf unternommen, die wohl zu Abbautätigkeiten führten. 1765 scheinen diese Grubenbaue durch einen Berginspektor erneut entdeckt und aufgewältigt worden zu sein, doch ließen sich nun die Wetterverhältnisse nicht beherrschen, so dass abermals eine baldige Aufgabe folgte.

Abbau um Wettin und Rothenburg

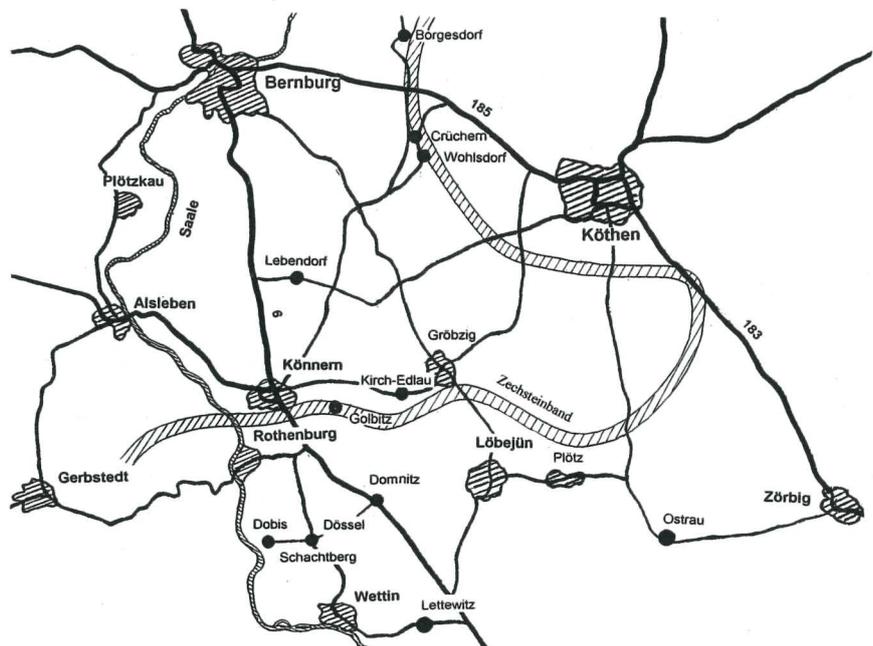
Zuvor war der Bergbau um 1619 unter dem Markgrafen Christian Wilhelm kurzzeitig nochmals aufgeblüht. Bei Dobis hatten in Könnern, Wettin und Dobis ansässige Bergleute einen neuen Schacht abgeteuft. Das gewonnene Kupferschiefer wurde in die mit hohen Kosten errichtete Dornitzer Hütte zur Schmelze geliefert. Durch die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges war diese Blütezeit des Bergbaus schon 1625 wieder vorbei und erst 1690 erhielt der Bergbau durch den Kammerpräsidenten, Freiherr von Knyphausen, wieder Auftrieb. Nun wurden auch im Revier um Golbitz neue Gruben aufgefahren,

die jedoch mit großen Wasserzuflüssen zu kämpfen hatten und deshalb die Installation aufwendiger Wasserkünste erforderten. Durch den Einsatz von 300 Pferden, die monatlich 640 Hufeisen und 3 Wispel (= 300 kg) Hafer benötigten sowie von 40 Knechten beaufsichtigt wurden, waren sie nur unter einem hohen finanziellen Aufwand zu betreiben.

Während des 17. Jahrhunderts entwickelte sich um Wettin neben dem Kupferschiefer auch der Steinkohlenbergbau, ohne dass die Kohle zu jener Zeit bereits eine besondere Verwendung fand. Dies änderte sich, als das Erzstift Magdeburg 1680 zum Kurfürstentum Brandenburg kam und die Nachfrage stieg. Auf der Basis eines kurfürstlichen Privilegs gründete von Knyphausen 1691 eine 400-teilige, magdeburgisch-mansfeldische Gewerkschaft, von deren Kuxen er 292 selbst behielt. Später ging dieser Anteil an den Oberpräsidenten Dankelmann über.

F. L. Cancrinus „Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerke“ des Jahres 1797 zufolge, wurde 1691 auch das „Schieferbergwerk bei Rothenburg an der Saal“ von einer Gewerkschaft unterhalten. Offensichtlich war der Bergbau hier „schon vorher rege gewesen, aber mit keinem Ernst betrieben worden“. Im „Saalberger Revier“ unterhalb von Rothenburg wurde nur noch im „Alten Mann“ abgebaut, weil die noch anstehenden Schiefervorkommen unter der Saale lagen und der Abbau durch ständige Wassereintrüche gestört war. Zur Entwässerung weiterer Abbaufelder im „Katzentaler Revier“ bei Rothenburg, an der Rothen Welle und im Totenhügel bei Sandersleben trieb man von der Saale aus einen Stollen zu diesen Fel-

Karte mit Teilen des Saalkreises und des Kreises Bernburg

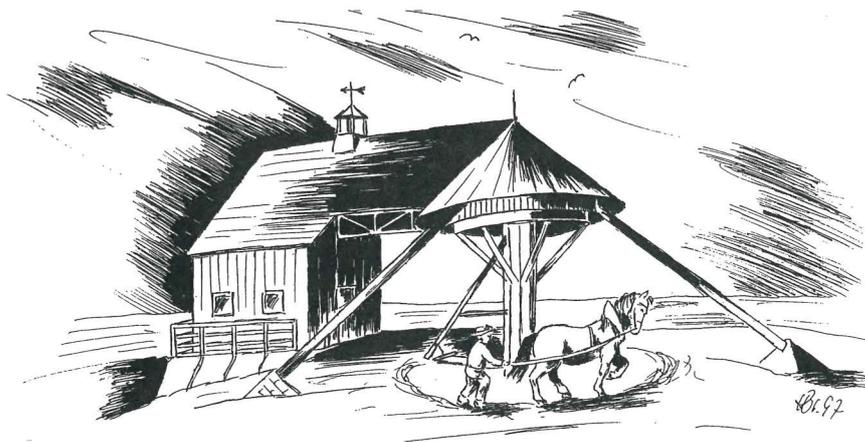


dern, durch den das Grubenwasser aus einer Teufe von 30 Lachtern in den Fluss geleitet werden konnte. An Örtern, an denen eine Entwässerung über Stollen nicht möglich war, hob man das Grubenwasser über Rosskünste.

Einschließlich der Schächte auf preußischem Gebiet existierten neun Grubenfelder, die in Teufen zwischen 20 und 32 Lachter aufgeschlossen waren. Die abbauwürdige Flözmächtigkeit in der durch Mulden und Rücken stark gestörten Lagerstätte betrug zwei bis drei Zoll. Bei Sprunghöhen von zwei bis zehn Lachtern schwankte die Vererzung des Flözes erheblich. Im gleichmäßigen Flöz wurden die Strebe mit einer Höhe von 10 bis 16 Zoll über Sohlen oder Fahr- und Förderstrecken sowie im gestörten Feld über Querschläge und Sohlen angehauen. Die Förderung erfolgte mit Hunten zum Füllort, und über Kübel gelangte das Erz mit dem Haspel nach über Tage. Die erzarmen Dachberge wurden nachgeschossen. Bei den im Drei-Schicht-Rhythmus verfahrenen, achtstündigen Schichten oblag den Häuern die Bezahlung der Haspelknechte und Treckejungen sowie aller übrigen Kosten für Pulver, Geleucht und Gezähe mit Ausnahme des Haspels und des Seils. Der Schichtlohn der Häuer lag bei 4,5 Groschen, derjenige der Haspelknechte bei 3,5 Groschen, und die Treckejungen erhielten 12 bis 16 Gutegroschen pro Woche. 48 Zentner Schiefen (Fuder) brachten den Häuern einen Erlös von acht bis zehn Talern. In diesen neuen Gruben arbeiteten wiederum etwa 500 Bergleute, die jede Woche 6 Pfennige an die Knappschaftsbüchse abführten, aus der die Kranken- und Arztkosten bestritten wurden. Schließlich unterstützte die Knappschaft aus dieser Kasse auch Witwen und Waisen in bescheidenem Umfang.

In der zweiten Woche nach Trinitatis im Jahre 1697 setzte auch im Kupferschieferbergbau des nördlichen Saalkreises eine Weiterentwicklung ein. Zwischen Wettin und Dobis bildete der Zechsteinausbiss mit dem Kupferschieferflöz einen gut zu verfolgenden Höhenzug, der in Wettin an der Pögeritzmühle abrupt endete. Hier strichen die Zechsteinschichten mit dem Kupferschieferflöz sowie das Rotliegende des Perm und die Wettiner Schichten des Karbon mit den Steinkohleflözen aus. Das Kupferschieferflöz besaß in diesem Bereich eine Mächtigkeit von etwa 30 bis 40 cm und ein Einfallen von 20 bis 30 Grad in südwestlicher Richtung. 1697 begann gemäß Überlieferung die zunächst nicht mit dem Wettiner Steinkohlenbergbau verbundene, erneute Auffahrung des Dobiser Stollens, die man vom Mundloch aus mit zwei Lichtlöchern im Gegenortbetrieb ausführte.

Dabei wurde zunächst versucht, vorhandene Kenntnisse über einen alten Stollen zu nutzen, der inzwischen verbrochen war. Mit dem Ziel, diesen wieder instand zu setzen, streb-



Rosskunst

te man danach, ihn von dem alten Lichtloch 3 mit einer 16 m langen Strecke zu erschliessen und so das Kupferschieferflöz zu erreichen. Während diese Anstrengungen wegen des starken Verbrauchs erfolglos blieben, gelang der Aufschluss über das Lichtloch 7, von wo aus der Stollen im Hangenden des Flözes aufgefahren wurde. Nachdem man wiederholt alte Kupferschächte als Lichtlöcher aufgewältigt hatte, gelang Ende 1698 das Niederbringen auch der Lichtlöcher 9 und 10. Hier zeigte sich das Kupferschieferflöz bauwürdig, so dass die Stollenauffahrung eingestellt und das Flöz nun über diese Lichtlöcher abgebaut werden konnte. 1703 übernahm dann das Steinkohlenrevier den Dobiser Stollen und setzte zwei Jahre später die Stollenauffahrung fort. Bis zum Lichtloch 16, das etwa 200 m nordwestlich des 1953 nochmals begonnenen Versuchsschachtes gelegen war, wurde der Stollen noch im Hangenden des Kupferschieferflözes aufgefahren. Hinter dem Lichtloch 16, von dem aus spätere Versuche zur Neuaufnahme des Kupferschieferbergbaus ausgingen, schwenkte der Stollen in östlicher Richtung auf die Steinkohlenlagerstätten ein.

Ende des 18. Jahrhunderts versuchte ein Grubensteiger namens Kolbe den stillliegenden Bergbau über die Schächte von Borgesdorf und Wohlsdorf zu reaktivieren. Nach amtlichen Berichten hatte er 1789 in einem Borgesdorfer Stollen eine besonders erzhaltige Gesteinslage gefunden, aus der er Proben in Großörner bei Hettstedt ausschmelzen ließ. Dabei habe sich gezeigt, „daß die Schiefer an Kupfer, Silber und Gold die reichhaltigsten wären, die man in Deutschland fände.“ Aus Geldmangel und „um sich Verdruss mit den Behörden zu ersparen“, nahm er den Bergbau dann jedoch nicht wirklich auf und informierte die Köthener Landesregierung erst von seinem Fund, als er sich schon im Ruhestand befand. Daraufhin angestellte

Probeschmelzen erbrachten allerdings keine positiven Ergebnisse.

Auf Vorschlag des Berghauptmanns und Direktors des niedersächsisch-thüringischen Oberbergamts in Halle a. d. Saale, Franz Wilhelm Werner von Veltheim, beschloss das Bergamt in Wettin am 22. März 1817 für den im nördlichen Saalkreis inzwischen wieder erloschenen Bergbau einen weiteren Schürfvorversuch aus dem Lichtloch 16 heraus vorzunehmen. Mit der Durchführung der Untersuchungsarbeiten beauftragte man den Obersteiger Westphal, unter dessen Führung im April 1817 das Lichtloch aufgewältigt und durch die Bergleute Gottlieb Brünne und Jacob Heyer ein Streb angehauen wurde. Nach einer Förderung von 650 kg Kupferschiefer fand am 5. Mai 1817 auf der Rothenburger Kupferhütte das Probeschmelzen statt. Da das Ergebnis nach der noch heute vorliegenden Schmelzanalyse negativ ausfiel, wurde der Kupferschieferbergbau um Wettin letztlich doch nicht wieder aufgenommen.

1859, also 70 Jahre nach den vergeblichen Versuchen Kolbes, kam es bei Wohlsdorf erneut zu Bemühungen, das Kupferschieferflöz abzubauen. Diesmal war es der Bernburger Oberstleutnant a. D. von der Heyden, der hierfür zunächst die Wohlsdorfer Kupferschieferbergbau-Gesellschaft gründete und zwischen Wohlsdorf und Frenz einen Schacht ansetzen ließ. Während dieser im Februar 1863 bei 23 m Teufe das Flöz erreichte, traf ein zweiter Schacht bei 24,5 m und eine Brunnenbohrung bei Neufinger in 10,5 m Teufe das Flöz an. Als die ersten gezogenen Proben abermals negative Ergebnisse zeigten, setzte von der Heyden seine Aktivitäten mit Hilfe der Anhaltinischen Kupferschieferbergwerkschaft dennoch fort. Sie brachte bei Wohlsdorf auf einer Strecke von 1958 m drei Versuchsschächte nieder, doch führten die unzureichenden Schmelzerggebnisse des Ge-

winnungsproduktes auch diese Gesellschaft in den Konkurs.

Wenig später gelang es allerdings dem Hettstedter Hüttenmeister Ziervogel, aus einer weiteren Probe des Schachtes 2 bei Wohlsdorf Kupfer nachzuweisen. In einem amtlichen Gutachten bestätigte ein Gerichtschemiker einen Gehalt von 4 % Kupfer und 26 Lot Silber je Zentner Kupfer. Von der Heyden bemühte sich daraufhin im Juli 1864 ein letztes Mal, den Bergbau aufzunehmen, wobei durch einen vorherigen Großschmelzversuch der gutachterliche Befund nochmals bestätigt werden sollte. Als von der Heyden die dazu notwendigen Kosten von 30 000 Mark aber nicht aufbringen konnte und auch das Parlament des Landes Anhalt deren Bewilligung nicht zustimmte, war schließlich der letzte Versuch zur Reaktivierung des Kupferschieferbergbaus in diesem Gebiet gescheitert.

Reaktivierungsversuche in frühen DDR-Zeiten

Ausgedehnte Erkundungen vor allem historischer Bergbaugebiete verbanden sich schließlich mit den Bestrebungen der DDR, nach 1950 eine eigenständige Metallurgie aufzubauen. In diesem Zusammenhang wurde auch der nördliche Saalkreis mit dem Ausgehen des Kupferschieferflözes zwischen Wettin und Dobis einschließlich des dortigen Altbergbaus wieder interessant. Dabei spielte das durch die Erschöpfung der Lagerstätte absehbare Ende des nahen Kupferschieferbergbaus in der Mansfelder Mulde eine zusätzliche Rolle. Von 1952 bis 1955 wurden

deshalb vom Schachtbau Nordhausen insbesondere in diesem Gebiet östlich der Saale 35 Erkundungsbohrungen in Teufen zwischen + 58 m und - 384 m N.N. sowie ein Erkundungsschacht niedergebracht. Damit verbanden sich Hoffnungen auf eine Wiederbelebung der bergbaulichen Aktivitäten, die auch zum Zuzug von Bergleuten nach Wettin führten. Die bevorzugte Versorgung der Bergleute etwa durch bessere Lebensmittelkarten, Trinkbranntwein, höhere Löhne, Zusatzkohlekarten und andere Vergünstigungen waren in jenen Jahren ein außergewöhnlicher Anreiz, der auch bergfremde Arbeitskräfte anzog. Kursierende Erzählungen über die Vielfalt der im Kupferschiefer enthaltenen Metalle nährte die Hoffnung auf eine Entwicklung Wettins als Bergbaustadt, verbunden mit den in anderen Bergbauzentren der DDR vergleichbaren Konsequenzen wie einheimischer Arbeitsplätze und bevorzugtem Wohnungsbau.

Der letzte Schacht mit einer Teufe von 56,3 m wurde am Feldweg von Wettin nach Dobis an einem Punkt angesetzt, der noch heute leicht zu finden ist. Unmittelbar am Ausgehenden des Kupferschieferflözes stand der Holzförderturm auf einer kleinen Bergkuppe. In fast 30 m Teufe befand sich der erste Sohle, die über einen etwa 30 m langen Querschlag das Flöz erreichte. In der Endteufe war die zweite Sohle über einen 60 m langen Querschlag aufzufahren, und beide Sohlen waren durch eine einfallende Strecke (Flachen) miteinander verbunden. 130 m südöstlich des Schachtes befand sich am Berghang unmittelbar am Flözausgehenden das Mundloch des Flachsens, das mit 55 m Länge bis auf die so genannte 1a-Soh-

le gefahren war. Diese stand wiederum über einen 5 m messenden Hochbruch mit der ersten Sohle des Schachtes in Verbindung. Das Flachen diente als Fluchtweg und für die Wetterführung.

Bei Auffahrung der Sohlen in nordwestlicher Richtung, parallel zum Ausgehenden des Flözes, wurden etwa alle 10 m Erzproben zur Analyse entnommen. Auf der ersten Sohle durchfuhr man dabei in etwa 105 m Entfernung vom Schachtquerschlag einen 31 m langen Versatzstreifen des Altbergbaus, und 50 m weiter in nordwestlicher Richtung wurde nochmals mit dieser Sohle auf 148,5 m Länge Versatz vom Altbergbau angetroffen. Bei einer späteren Schachtbefahrung wurde festgestellt, dass die erste Sohle trocken war, während auf der zweiten das Wasser bis zu den Knöcheln stand und es aus dem Dach regelrecht regnete. Insgesamt erreichten die erste Sohle eine Erstreckung von 405 m und die zweite von 300 m in nordwestlicher Richtung. Die 1a-Sohle erstreckte sich über 157 m nach Südosten. Durch die Probenahme lagen somit für einen 562 m langen Lagerstättenstreifen genaue Werte über die Vererzung vor, die dann jedoch sämtlich nichtbauwürdige Kupfergehalte aufwiesen.

Metallreich waren in der Regel nur die unteren Flözlagen, insbesondere ein Streifen Sanderz im Liegenden. Da Wettin als nordöstlicher Teil der Mansfelder Mulde anzusehen ist, handelte es sich hierbei um eine bemerkenswerte Besonderheit. Selbst in diesen Jahren des Mangels an Buntmetallen gaben die Analysenergebnisse mit einer derart geringen Metallführung keinen Anlass für die Aufnahme des Bergbaus. Von diesem bislang letzten Versuch zur Etablierung eines Wettiner Kupferschieferbergbaus blieben lediglich zwei neue Halden zurück.

Im Rahmen der genannten Erkundungen wurden im Auftrag der staatlichen Kommission der DDR, Außenstelle Halle, 1956 auch im Kreis Bernburg Tiefbohrungen niedergebracht, die einen klaren Überblick über die dortigen geologischen Verhältnisse liefern sollten. Danach befand sich das Kupferschieferflöz im Bereich des schmalen Zechsteinbandes, in dessen Nähe der alte Erzabbau im Osten und Süden des Kreises in den vergangenen Jahrhunderten betrieben worden war. Durch das steile Abtauchen der Schichten in nordwestlicher Richtung wurde das Kupferschieferflöz bei Lebendorf in einer Teufe von 661 m erbohrt. In der Tiefbohrung Gröna 4 wurde die 30 cm mächtige, kupferschieferführende Schicht erst in 933 m und in der Bohrung Gröna 6 sogar bei 951 m angetroffen. Da schließlich abermals keine abbauwürdigen Ergebnisse erzielt wurden, blieben diese Versuche die letzten Anstrengungen zur Aufnahme des Kupferschieferbergbaus in dieser Region.

Horst Bringezu, Halle/Saale

Bergamt Wettin



Bernstein - das Gold des Meeres in der Dübener Heide

Welche Frau besitzt nicht eine Kette, ein Arm- band oder ein anderes Schmuckstück aus Bernstein? Bekanntlich werden aus dem „Gold des Meeres“ auch größere Ziergegen- stände gefertigt, und das größte und berühm- teste Kunstwerk aus fossilem Harz dürfte das im Zweiten Weltkrieg verschollene, so ge- nannte Bernsteinzimmer sein. Immer wieder löst es spektakuläre Schatzsucheraktionen aus. Die größten bekannten Lagerstätten von Bernstein befinden sich im Ostseeraum, ins- besondere im Baltikum. Kaum geläufig ist al- lerdings, dass auch am Rande der Dübener Heide im mitteldeutschen Raum bis vor we- nigen Jahren Bernstein im großen Stil ge- wonnen wurde.

Entstehung und Lagerstätte

Das Vorkommen von Bernstein ist hier nicht verwunderlich, denn vor ca. 22 Mio. Jahren, zu Beginn des Miozäns, drang das Meer des Nordsee-Beckens mehrmals bis in diese Be- reiche heutigen Inlandes vor. Zu jener Zeit dürfte ein zumindest warm-gemäßigtes, eventuell auch tropisches Klima geherrscht haben, das das Wachstum mächtiger Ur- wälder an der damals flachen, reich geglie- derten Küste begünstigte. Innerhalb der pflanzlichen Ursubstanz der Lausitz-Bitter- felder Braunkohleflöze lieferten nur längst ausgestorbene Nadelbäume, bei denen es sich vermutlich um eine Koniferenart han- delte, das fossile Harz des Bernsteins. Wei- tere Voraussetzung für dessen Entwicklung war, dass das Harz mit Salzwasser in Berührung kam. So wurde nur das Harz der küstennah stehenden Bäume in ein feinsan- dig-toniges Brackwasser gespült, wo es sich in Bernstein verwandelte und ablagerte. Dadurch kam der Bernstein zumeist unter den später gebildeten Kohleflözen zu liegen.

Vor etwa 1 Mio. Jahren, im Pleistozän, form- ten gewaltige, von Norden vorrückende Inlandeismassen die älteren Erdformationen im zentralen Bereich der Dübener Heide um. In geringem Umfang wurden dabei nicht nur gewaltige Steine, sondern auch Erdmassen mit vereinzeltem Bernstein des Ostseerau- mes in die Dübener Heide transportiert und nach dem Abschmelzen des Eises abgelagert. Im Aussehen und in der Struktur sehr ähnlich, ist jener Bernstein jedoch doppelt so alt wie der regional gebildete.

Gewinnung und Verwendung des Bernsteins

Die Existenz von Bernstein bei Bad Schmie- deberg ist schon seit 1669 bekannt. Im be- nachbarten Großwig, an der Teufelsmühle, kam es 1731 in Folge von Schachtarbeiten zum Auftreten größerer Mengen Bernstein. Im

Auftrag des sächsischen Kurfürsten wurde dieses Vorkommen untersucht und der ge- fundene Bernstein – bohnen- bis walnuss- große, hyazinth- bis goldfarbene Stücke – in die Naturalienkammer nach Dresden ge- bracht. In der zweiten Hälfte des 19. Jahr- hunderts fertigte dann ein Drechslermeister in Bad Schmiedeberg Pfeifen und Zigarren- spitzen aus Bernstein. Diesen gewann er aus einer geheim gehaltenen Fundstelle in einer Grube, aber auch anderen Ortes kam es in der Dübener Heide immer wieder zu verein- zelten Bernsteinfunden.

Obwohl seit 1912 die geologischen Kennt- nisse über das Vorkommen fossiler Harze un- ter dem Bitterfelder Braunkohlenflöz weit ge- hend vorhanden waren, kam es erst 1974 zu einer gezielten Lagerstätten erkundung. Da sich die Wirtschaftsführung der DDR vom Verkauf des Bernsteins Diviseneinnahmen versprach, begann 1975 das volkseigene Braunkohlekombinat Bitterfeld mit dem systematischen Bernsteinabbau. Das Gewin- nungsfeld war der Schluff im Liegenden des Baufeldes III im Tagebau Goitzsche zwischen Bitterfeld und Mühlbeck. Der Abbau erfolgte unter großer Geheimhaltung und umfang- reichen Sicherheitsmaßnahmen. Gewonnen wurde der Bernstein durch Schwimmaufbe- reitung der bernsteinhaltigen Sedimentchar- gen in Magnesiumchloridlauge. Nach dem Sortieren und Feinverlesen gab man den Bernstein zum größten Teil zur weiteren wirt- schaftlichen Verwendung an den Betrieb „Ostsee-Schmuck“ in Ribnitz-Damgarten weiter, in geringen Mengen auch an die Che- mieindustrie. Bis 1990, als die Förderung ein- gestellt wurde, betrug die Ausbeute etwa 400 t Bernstein.

Neben der Verwendung als Schmuck diente der Bitterfelder Bernstein auch zur Gewin- nung einzigartiger wissenschaftlicher Er- kenntnisse. Etwa 5 % der erhaltenen Steine wiesen Einschlüsse auf, wodurch 1989 in ei- ner wissenschaftlichen Auswertung über 150 Tierfamilien nachgewiesen werden konn- ten. Zu 93 % handelte es sich dabei um Insek- ten, von denen wiederum Zweiflügler (Mücken und Fliegen) besonders häufig vor- kamen. Feststellen ließen sich ferner biolo- gische Erscheinungen wie Kopulationen und Eiablagerungen. Eingeschlossen im fossilen Harz waren natürlich auch viele Pflanzenfos- silien. Die im Bernstein konservierten Tiere und Pflanzen, mit oftmals vorzüglich er- kennbaren morphologischen Details, sind zu- meist mit den heutigen, gleichfalls im Wald existierenden Arten eng verwandt.

Nach der Einstellung des offiziellen Bern- steinbergbaus 1990 gab es noch für einige Jahre eine Art privater Goldgräberzeit in der Goitzsche. Eine kurzfristige weitere Grund- wasserabsenkung in der Grube als Vorbe- reitung für deren Rekultivierung und letztlich Flutung 1998 erlaubte privaten Schatzsu- chern ein einfaches Graben mit dem Spaten.

Zuerst waren es fast nur Leute aus den um- liegenden Orten der Grube, später reisten Schatzsucher aus fast ganz Deutschland an. Spitzengräber sollen im Laufe der Jahre bis auf über 50 kg Ausbeute, zum Teil mit Stei- nen bis 200 g Gewicht, gekommen sein. Als Rohsteine, zumeist aber geschliffen und poli- ert, findet man noch heute Bitterfelder Bernstein bei vielen Händlern auf Kram- märkten oder auch in Schmuckgeschäften. An dem in Flutung befindlichen ehemaligen Tagebau Goitzsche erinnert dagegen der Bernsteinweg mit seinem Namen an die Zeit, als man hier das „Gold des Meeres“ aus dem Erdreich gewann.

Hans-Joachim Böttcher, Bad Düben

Altjapanische Bergbaurdarstellungen auf englischen Porzellanvasen

Die Ausstellung „Ein fein bergmannig Porce- lan“, die unlängst in Dresden, Düsseldorf und auch im Deutschen Bergbau-Museum Bo- chum zu sehen gewesen ist (vgl. Der An- schnitt 51, 1999, S. 51 f.), hat bergbaubezo- gene Porzellane verstärkt in das Blickfeld von Freunden des Bergbaus in der Kunst gerückt. Alle dort gezeigten Objekte stammten aus dem deutschsprachigen Raum. Aus anderen Regionen sind nur vereinzelt entsprechende Stücke bekannt geworden. Besonders be- merkenswert ist deshalb ein Vasenpaar aus der Manufaktur „Royal Worcester“, das u.a. mit Szenen aus dem altjapanischen Bergbau dekoriert ist und nachfolgend vorgestellt wird.

Worcester liegt etwa 35 km südwestlich von Birmingham nahe dem Steinkohlenrevier South Midlands; die gleichnamige Porzellan- Manufaktur wurde etwa zeitgleich mit meh- reren anderen englischen Manufakturen um 1750 gegründet. Ihr Entstehen basiert auf der Erfindung des so genannten Seifenstein-Por- zellans, bei dem der Porzellanmasse an Stel- le von Ton Steatit, ein Magnesiumsilikat, zu- gesetzt wird (vgl. L. Schnorr von Carolsfeld/E. Köllmann: Porzellan der europäischen Fabri- ken, Bd. 2, Braunschweig 1974, S. 220-234, sowie L. Danckert: Handbuch des Europäi- schen Porzellans, München 1974). Frühe Worcester-Porzellane sollen wie kein ande- res den äußeren Eindruck chinesischer Stücke erreicht haben. Auch chinesische Darstellungen sind schon zu dieser Zeit ge- malt worden. Die Manufaktur war 1756 auch die Geburtsstätte des Umdruckverfahrens (Transfer Print), als der Graveur Robert Han- cock erstmals mittels einer dünnen Papier- folie Gravuren von einer Kupferplatte auf Por- zellan übertrug und somit die Wiedergabe selbst umfangreicher Darstellungen ohne viel Aufwand möglich wurde. Ein nach die-

sem Verfahren gefertigter Becher mit der Wiedergabe einer Bergwerksanlage aus einer englischen Manufaktur ist bereits beschrieben worden. Die besseren Verarbeitungsmöglichkeiten und die guten Gebrauchseigenschaften des Porzellans sollen u.a. Gründe dafür sein, dass die seit 1852 unter

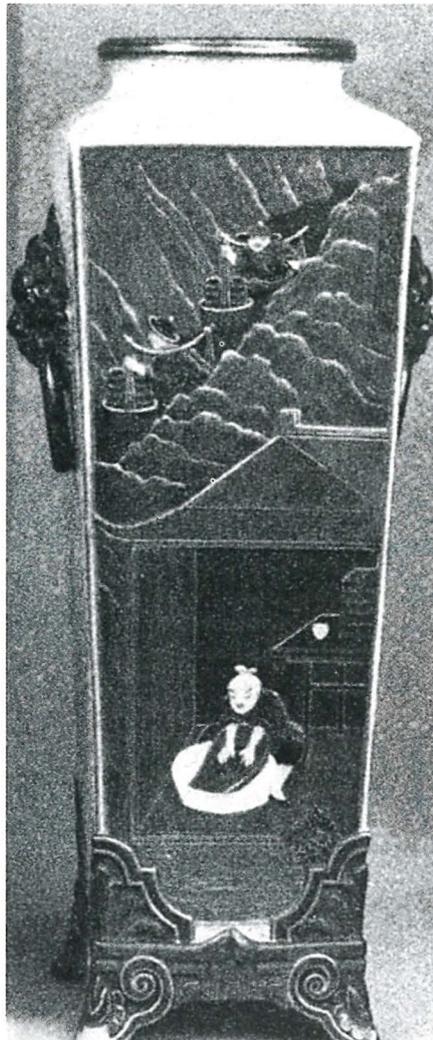
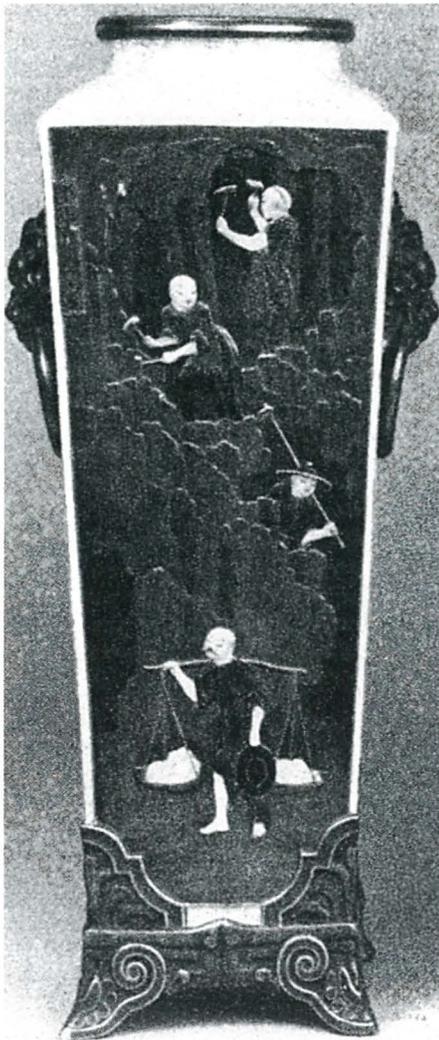
asiatischen Stil auf Porzellan zurück. Hierzu gehören auch die Darstellungen aus dem alt-japanischen Bergbau auf einem 28,5 cm hohem Vasenpaar, das am 27. Februar 1978 bei Christie's in London versteigert worden ist (Auktionskatalog „English and Continental Ceramics“, Los 88).

Auf der Frontseite der ersten Vase werden in stufenartiger Anordnung vier Bergarbeiter bei unterschiedlichen Tätigkeiten gezeigt. Oben steht ein von der Seite dargestellter schlägelder Bergmann vor einem senkrechten Stoß in einem mit Holzstempeln gesicherten Grubenraum. Er ist barhäuptig, mit einem langen Hemd und einem Beinkleid bekleidet und hält einen langen Steinmeißel mit der ausgestreckten Linken an den Stoß, auf den er mit dem Fäustel in seiner Rechten schlägt. Vor ihm hängt in Kopfhöhe eine Öllampe am Stoß. Auf der links nach unten abgesetzten Stufe steht ein von vorn dargestellter Bergmann, der „unter sich“ an einer Stufe schlägelt. Auch dieser ist barhäuptig und wie sein Kollege bekleidet. Weiter unten steigt ein dritter Mann nach rechts ab, der einen landestypischen Hut trägt und vermutlich eine Brechstange links geschultert hat. Am Fuß des Bergausschnittes ist ein nach links gehender Transportarbeiter mit Schnauzbart zu sehen, der mit seiner vorgestreckten Rechten ein leicht gebogenes Tragholtz, das auf seiner rechten Schulter liegt, hält. An dessen beiden Enden sind dreipunktartig zwei Schalen aufgehängt, die mit hellem Material gefüllt sind. In der Linken hält er seinen Hut. Bei dem Transportgut könnte es sich um Porzellanerde handeln, wie aus den Folgebildern der zweiten Vase geschlossen werden kann. Links oben ist am Rand der Malerei eine Tafel mit vertikal angeordneten japanischen Schriftzeichen zu erkennen. Auf der Rückseite der Vase soll gemäß Katalogbeschreibung ebenfalls ein Lastenträger dargestellt sein, der zwei Körbe trägt.

Die Darstellungen der zweiten Vase geben Blick auf einen diagonal verlaufenden Weg, auf dem zwei Lastenträger dem Betrachter entgegenkommen. An über beide Schultern gelegte Hölzer sind beidseitig Körbe mit Töpferware (?) angehängt. Mit jeweils einer Hand halten sie die Last im Gleichgewicht. Im Vordergrund fällt der Blick auf einen überdachten Raum, in dem eine Person, dem Betrachter zugewandt, hinter einem flachen Bottich sitzt und mit beiden Händen möglicherweise Ton für die Weiterverarbeitung vorbereitet oder in einem Trog gewonnenes Material untersucht. Rechts oben ist am Bildrand ebenfalls eine Tafel mit vertikal geordneten japanischen Schriftzeichen erkennbar. Auf der Rückseite der Vase soll eine Figur beim Dekorieren einer Vase dargestellt sein.

Die Darstellungen erinnern stark an Szenen aus japanischen Bildrollen, die durch die Literatur bekannt geworden sind (vgl. H. Winkelmann: Altjapanischer Goldbergbau, Lünen 1964). Darin wird eine Reihe von vergleichbaren Bilddokumenten in deutschen Museumsbeständen benannt, die nach 1868 über den internationalen Handel auf den Kontinent gekommen sind, nachdem sich Japan wieder der Außenwelt geöffnet hatte. Die 230 Jahre dauernde, sich selbst auferlegte tota-

Royal Worcester Vasen von James Hadley



dem Namen „Royal Worcester Porcelan Company“ geführte Manufaktur als einzige englische Manufakturgründung des 18. Jahrhunderts bis heute überlebt hat. Um 1900 hat sie zwei andere am Ort ansässige kleinere Manufakturen übernommen, darunter die noch junge Porzellanfabrik James Hadley & Sons. Auf James Hadley, der seine künstlerischen Aktivitäten bei Royal Worcester fortsetzte, gehen zahlreiche Malereien im ost-

Die beiden gleichgeformten, quadratischen Vasen verjüngen sich nach unten. Der Vasenunterteil ist jeweils wie ein verschnörkelter Ständer mit vier Füßen gestaltet. Oben enden die Körper in runden Öffnungen mit bronziertem Rand. Die Vorder- und Rückseiten sind überwiegend in Brauntönen mit Goldeinsprenkelungen bemalt. Auf den cremefarbenen Seitenflächen sind bronzierte Löwenmasken mit fixierten Ringgriffen aufgesetzt.

le Abschottung war Ursache für den bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts recht primitiven Bergbau, den das Land dann mit Unterstützung ausländischer Fachleute schnell zu modernisieren begann. Dabei werden sicherlich auch englische Bergingenieure in Japan beratend tätig gewesen sein und Zeugnisse zum Bergbau, wie sie ihn vorgefunden hatten, in ihre Heimat mitgebracht haben. Auf diese Weise mag auch James Hadley zu den Darstellungen auf den beiden Vasen angeregt worden sein, die als einmalige Zeugnisse zum altjapanischen Bergbau einzustufen sind.

Gerhard Lehmann, Datteln

Nachtrag zum Aufsatz „Ein fein bergmannig Porzellan“ (Der Anschnitt 53, 2001, S. 15 - 27)

Bei der Erläuterung des im genannten Aufsatz in Abb. 3 (S. 17) dargestellten Porzellanfeldes ist in Anlehnung an die Beschreibung der Bergbaugeschichte der Sammlung der Preussag AG durch Karl Müseler ein bisher unerkannter Fehler übernommen worden. Nach der dortigen Beschreibung sollen aus der Notgeldserie der schlesischen Stadt Waldenburg die grün gefärbten Stücke zu 50 Pfg. und 1 Mark in der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin hergestellt worden sein. Diese Aussage trifft leider nicht zu, was sich mit einer jüngeren Erklärung der vorhandenen Kennzeichnung „KPM“ belegen lässt.

Nach den Ausführungen von Ludwig Dankert im „Handbuch des Europäischen Porzellans“ (München 1974, S. 315) ist das Kürzel „KPM“ unter einem Bogen mit zwei senkrechten Strichen, das bei den Stücken zu 50 Pfg. auf der Rückseite und bei denen zu 1 Mark auf der Vorderseite zu erkennen ist, das Markenzeichen der 1831 in Waldenburg gegründeten und dort bis 1945 tätigen „Krieger Porzellanmanufaktur AG“. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Unternehmen nach Landstuhl in der Pfalz verlegt, wo es ab 1952 in einer neuen Betriebsstätte wieder produzierte. Heute gehört die Manufaktur als Werk zur Rosenthal-Porzellan-AG. Diese Herkunftsangabe dürfte nicht nur wegen der eindeutigen Kennzeichnung, sondern auch aufgrund der anzunehmenden guten Verbindungen zwischen Stadt, Kohlenbergbau und Porzellanmanufaktur somit sicher sein. Der irrtümliche Hinweis auf die Königliche Porzellan-Manufaktur Berlin konnte auch deshalb angezweifelt werden, weil KPM Berlin seit 1763 stets ein Szepter – zeitweise auch in Verbindung mit den Buchstaben „KPM“ – im Markenzeichen führt, das auf den Geldstücken aber fehlt.

Gerhard Lehmann, Datteln

Tagungen/ Veranstaltungen

„Cöllnisch Umbra – Das rheinische Braunkohlenrevier als Denkmallandschaft“ Tagung des Erftkreises und des Land- schaftsverbands Rheinland

Am 26. Januar 2001 fand in der Abtei Brauweiler die vom Erftkreis in Zusammenarbeit mit dem Landschaftsverband Rheinland veranstaltete Tagung „Cöllnisch Umbra - Das rheinische Braunkohlenrevier als Denkmallandschaft“ statt. Organisiert von Dr. Walter Buschmann, dem Referatsleiter „Technik- und Industriedenkmale“ beim Rheinischen Amt für Denkmalpflege, war es die erste derartige Veranstaltung im Rheinland. Nach der Begrüßung durch Landrat Werner Stump, Landesrat Dr. Gert Schönfeld vom Landschaftsverband Rheinland und Dr. Christian Lötgers von der Rheinbraun AG wurden neun Vorträge zu folgenden Themen gehalten: Überblick über die museale Präsentation zur Geschichte der Braunkohle in Deutschland (Prof. Dr. Rainer Slotta, Direktor des Deutschen Bergbau-Museums Bochum), Der Mitteldeutsche Umwelt- und Technologiepark in Zeitz und die „Straße der Braunkohle“ (Andreas Ohse), Denkmale der Braunkohlenindustrie in der Lausitz (Dr. Matthias Baxmann, Arbeitskreisleiter Industriekultur der IBA Fürst-Pückler-Land), Brikettfabrik Carl in Frechen (Dr. Walter Buschmann), Kraftwerke im rheinischen Braunkohlenrevier (Prof. Dr. Wolfgang Schäche, Technische Fachhochschule Berlin), Tagebaugroßgeräte im Rheinland (Dr. Norbert Gilson, Büro für Technikgeschichte in Aachen), Archäologische Grabungen im rheinischen Braunkohlenrevier (Dr. Helmut Luley, Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege) und Erschließung der Braunkohle mit der Eisenbahn: Industriegeschichte und Industrietourismus (Jörg Seidel, Rheinisches Industriebahnmuseum in Köln). Zum Abschluss sprach der Hürther Stadtarchivar Dr. Manfred Faust über Zukunftsperspektiven für die Denkmalpflege und museale Aufbereitung der Objekte des rheinischen Braunkohlenbergbaus.

W. Stump bemerkte in seinem Grußwort, dass alle Kraftwerke und weitere Bauten der rheinischen Braunkohlenindustrie im Rahmen eines vom Land Nordrhein-Westfalen finanzierten Vorhabens dokumentiert und inventarisiert werden sollen. Am Ende dieses ersten Schrittes zur Erschließung der Denkmallandschaft rheinisches Braunkohlenrevier wird die Publikation der Ergebnisse in Buchform stehen. Langfristiges Ziel sei jedoch eine rheinische „Straße der Braunkohle“ nach

dem in Sachsen-Anhalt und Thüringen gelegenen und von Gräfenhainichen bis nach Altenburg und Zeitz führenden Vorbild. Für diese Mitteldeutsche Straße der Braunkohle existiert bereits ein eigener Dachverein. Die von Tagebauen, Brikettfabriken und Kraftwerken geprägte Region ist wie auch die Lausitz schon seit geraumer Zeit als Kulturlandschaft erkannt und touristisch erschlossen worden. Dies zeigen Orte wie „Ferropolis“, der ehemalige Tagebau Golpa-Nord bei Gräfenhainichen, wo drei Bagger und zwei Absetzer als Freilichtmuseum und Umrahmung eines Veranstaltungsplatzes genutzt werden, oder die zu Museen umgewandelten Brikettfabriken in Zechau und Zeitz (Mitteldeutschland) sowie in Knappenrode und bei Domsdorf (Lausitz). Am Rande des ehemaligen Tagebaus Klettwitz-Nord in der Lausitz befindet sich heute ferner die erhaltene und über 500 m lange Abraumförderbrücke F 60, die als „liegender Eiffelturm“ den Besuchern neue Raum- und Landschaftserlebnisse vermittelt. M. Baxmann erinnerte in diesem Zusammenhang auch an den Industriepark Marga mit Denkmalzone, und R. Slotta bilanzierte folgerichtig: „Die wesentlichen Denkmalkomplexe des Braunkohlenbergbaus liegen in Mittel- und Ostdeutschland“.

Das rheinische Braunkohlenrevier mit seinen großflächigen Tagebauen und Fabriken wird demgegenüber bislang noch nicht als Kulturlandschaft verstanden. R. Slotta verwies darauf, dass das Deutsche Bergbau-Museum Bochum zwar über eine Exterpresse der Frechener Brikettfabrik Wachtberg verfüge, doch seien damit die Bemühungen zum Erhalt von technischen Denkmälern des Industriezweiges Braunkohle im Rheinland schon nahezu erschöpft. Allenfalls wäre noch die Abteilung Braunkohle im Frechener Keramikmuseum zu nennen.

W. Buschmann widmete sich mit der Brikettfabrik Carl in Frechen-Benzelrath einer der bedeutendsten im Rheinland noch vorhandenen Anlagen der Braunkohlenindustrie. Sie erscheint für eine museale Nutzung besonders geeignet, weil hier die letzte Chance besteht, den Ablauf der Briketherstellung in lückenloser Vollständigkeit aufzuzeigen und künftigen Generationen zu überliefern. Die Fabrik Carl übertrifft im Umfang ihres Erhaltungszustandes sogar die museal aufbereiteten ostdeutschen Brikettfabriken. Die Chance, ein technisches Denkmal in der Qualität der Dortmunder Zeche Zollern II/IV zu etablieren scheint in Frechen jedoch noch nicht wahrgenommen worden zu sein. So ist die Fabrik durch städtebauliche Entwicklungsabsichten bedroht, in deren Verlauf sie wahrscheinlich zu großen Teilen abgerissen, auf jeden Fall aber entkernt und umgenutzt, also ihrer historischen Maschineneinrichtung beraubt werden soll. Aus denkmalpflegerischer Sicht seien das zuständige Ministerium und der Landschaftsverband Rheinland ebenso gefordert wie die